

Rinderspacher, Jürgen P.

**Zeitliche Diversität in der alternden Stadtgesellschaft.
Lösungsansätze und zeitpolitische Implikationen**

URN: urn:nbn:de:0156-0877135



CC-Lizenz: BY-ND 3.0 Deutschland

S. 311 bis 333

Aus:

Henckel, Dietrich; Kramer, Caroline (Hrsg.):

Zeitgerechte Stadt - Konzepte und Perspektiven für die Planungspraxis

Hannover 2019

Forschungsberichte der ARL 09



Jürgen P. Rinderspacher

ZEITLICHE DIVERSITÄT IN DER ALTERNDEN STADTGESELLSCHAFT. LÖSUNGSANSÄTZE UND ZEITPOLITISCHE IMPLIKATIONEN

Gliederung

- 1 Einleitung: Ältere Menschen in den Zeitstrukturen des öffentlichen Raumes
 - 2 Verzeitlichung privater und öffentlicher Räume
 - 3 Älter werden in der Leistungsgesellschaft
 - 4 Aggregate des Alltags
 - 5 Parallele Zeitkulturen: Alltagswelt A und Alltagswelt B
 - 6 Zeitliche Inklusion und Exklusion
 - 7 Konfliktpotenziale
 - 8 Alternsgerechte Zeitstrukturen im öffentlichen Raum
 - 8.1 Analyse: Zeitverträglichkeitsprüfung
 - 8.2 Zwei Lösungsstrategien
 - 8.3 Verbesserung der individuellen Kontrollmöglichkeiten über die Zeit:
Das Modell „Comfort-Button“
 - 9 Zeitgerechtigkeit und zeitliche Solidargemeinschaft
- Literatur

Kurzfassung

Die Alterung der Bevölkerung wirft die Frage auf, inwieweit die öffentlichen Räume der Stadt nicht nur in baulicher und verkehrstechnischer Hinsicht den Bedürfnissen dieser wachsenden Personengruppe entsprechen müssen, sondern auch in Bezug auf die dort anzutreffenden Zeitstrukturen. Der Beitrag geht von der Vermutung aus, dass im Zuge der allgemeinen gesellschaftlichen Beschleunigungstendenz ein Großteil der im Alltagsgeschäft häufig frequentierten Aggregate für ältere und besonders für hochaltrige Menschen ein Hindernis ihrer eigenständigen Alltagsbewältigung darstellt. In Verbindung mit anderen, nichtzeitlichen Barrieren besteht für die älteren und hochaltrigen Menschen hierdurch das Risiko der Exklusion aus der Kern-Alltagswelt der sogenannten Leistungsträger der Gesellschaft und infolgedessen der Rückzug in eine eigene, nach anderen zeitlichen Regeln funktionierende, somit randständige Alltagswelt. Obwohl dieser Vorgang als solcher grundsätzlich als ambivalent zu werten ist, insofern dass er auch eine Schutzfunktion besonders für hochaltrige Menschen beinhalten kann, werden seine Auswirkungen per Saldo in dem vorliegenden Beitrag jedoch als stigmatisierend und damit als Problem für den gesellschaftlichen Zusammenhalt und als nicht dem Kriterium der Zeitgerechtigkeit entsprechend behandelt. Dies soll näher analysiert werden und Belastungen durch Zeitstrukturen – besonders durch zu hohe Geschwindigkeiten – sollen deutlicher erkannt werden. Dazu dient das Instrument der „Zeitverträglichkeitsprüfung“, das kurz dargestellt wird. Als mittelfristig umsetzbare zeitpolitische Gestaltungsoption wird die Installation sogenannter Comfort-Buttons im Bereich der Alltagsaggregate des öffentlichen Raumes vorgeschlagen;

sie sollen eine stärker an den zeitlichen Fähigkeiten und Bedürfnissen des Individuums orientierte Aggregatgeschwindigkeit ermöglichen und das Individuum in die Lage versetzen, zumindest selektiv die zeitliche Kontrolle über sein Alltagshandeln zurückzugewinnen.

Schlüsselwörter

Alltagswelt – Demografischer Wandel – Kontrolle über die Zeit – Zeitgerechtigkeit – Zeitkultur – Zeitverträglichkeitsprüfung

Temporal diversity in the aging urban population. Solutions and implications for time policies

Extended Abstract

The aging of the population raises questions about the suitability of urban public spaces for meeting the needs of this growing group, not only in terms of built fabric and transport facilities but also in terms of the temporal structures found there. The paper posits that in the course of general societal acceleration a large proportion of elements frequently encountered in everyday life – such as overly fast escalators and pedestrian lights with very short crossing times – are a serious hindrance especially for older and very old people wishing to cope with their everyday lives autonomously.

Even simple everyday actions, such as crossing a road, and the time required to accomplish them represent a considerable individual achievement that society usually either fails to acknowledge or underestimates. Combined with other non-temporal barriers this can lead to the exclusion of older, particularly very old, people from the core everyday world of the so-called key performers in society – that is, those who are in full possession of their capabilities and are ‘in the prime of life’. The old and very old population may then retreat to their own everyday world that functions according to different temporal rules but that is viewed by the majority of society as marginalised. Such stigmatisation contradicts the criterion of temporal justice.

In order to analyse these and other interrelations more closely and to clearly identify the burdens created by temporal structures, a ‘temporal impact assessment’ can be carried out. This tool is briefly presented here. Its aim is to systematically investigate the existing and future temporal structures or temporal systems of a given (social) space or a (social) space that is yet to be created, uncovering the current or expected social impacts related to one or a number of social groups. Among other things, this requires an inventory of existing temporal conflicts between individual and collective actors.

It seems there are two fundamental strategic time-policy options for breaking down temporal barriers for older and very old people in public spaces in cities – and not only in urban spaces. First, there is the strategy of a *generally decelerated city*. The main argument here is that the temporal culture (and the associated speed culture) of a society should not be geared only to the interests of core society, i.e. not only to individuals with average performance capabilities. Low-threshold access to all types of infrastructure should also be provided for the weaker members of (urban) society

quasi as part of normal operations. A deceleration of the everyday world would thus also be in the interests of all residents of the city. This option is, however, difficult to implement in practice, as attempts to move towards a 'slow city' have demonstrated. It also encounters fundamental issues of temporal justice as it is not possible to claim that deceleration is in the interests of all urban residents.

These are the reasons that this paper opts for the strategy of *selective decelerated living spaces*. This would not involve the temporal reorganisation of all the public space of a community, but only of certain elements, particularly for people who are restricted in the temporal competence of their activities. This would affect not only the aforementioned escalators and traffic signals but also cash points and supermarket checkouts. It is suggested that so-called Comfort-Buttons be installed that can alter the speed of the procedure to better correspond with the temporal abilities and needs of the individual. Generally speaking, reorganisation measures of this kind aim to increase the chance for individuals to exercise control over their time.

Keywords

Everyday world – demographic change – control over time – temporal justice – time culture – temporal impact assessment

1 Einleitung: Ältere Menschen in den Zeitstrukturen des öffentlichen Raumes

In den vergangenen Dekaden ist viel darüber gesprochen worden, was Menschen für ein würdiges Altern und für eine angemessene Lebensqualität im Alter benötigen, so etwa in den inzwischen sieben „Altenberichten“ der Deutschen Bundesregierung (2016). Dazu gehört wesentlich eine Infrastruktur im unmittelbaren Lebensumfeld, die dabei hilft, sich selbst versorgen und hierdurch länger als sonst möglichst in der gewohnten Umgebung verbleiben zu können. Eine wichtige Voraussetzung für ein gutes Altern sind Möglichkeiten des niederschweligen Zugangs zu Gütern und Leistungen des täglichen Bedarfs, ebenso wie zu Kulturangeboten oder ärztlicher Versorgung. Wenig berücksichtigt wird in diesem Zusammenhang, dass die Stadt neben vielen Vorzügen in dieser Richtung, die immer wieder hervorgehoben werden, zugleich eine Reihe infrastruktureller Nachteile oder zumindest Ambivalenzen aufweist.

Dazu kann, so die Vermutung, auch ein Teil der städtischen Zeitstrukturen gehören; vielfach stellen sich diese für ältere Menschen mit der Zunahme altersbedingter Einschränkungen in ihrer Aktionskompetenz eher als Barrieren einer eigenständigen, selbstbestimmten Existenz denn als eine Unterstützung dar. Die Thematisierung dieses Problemkomplexes in Wissenschaft und Politik ist bislang kaum entwickelt: Alternsensibilität als Ziel der Stadt- und Regionalentwicklung ist zwar in Theorie und Praxis erkannt (Beckmann 2007; Beetz et al. 2008; Berlin-Institut für Bevölkerung und Entwicklung/Körper-Stiftung 2014), soweit man sehen kann, ist deren *zeitliche* Dimension im hier gemeinten Sinne bislang jedoch nicht reflektiert worden. Noch allgemeiner ist auch der grundsätzliche Zusammenhang von Altern und Zeit in der sozialwissenschaftlichen Zeitforschung noch weithin unterbelichtet (Ansätze bei Meyer 2008; Burzan 2002).

Zu fragen wäre in diesem Beitrag daher zunächst analytisch, ob der öffentliche urbane Raum in Bezug auf seine zeitliche Beschaffenheit den Anforderungen entspricht, die angesichts des demografischen Wandels zu postulieren wären – dies nicht zuletzt vor dem Hintergrund eines umfassenden Inklusionsanspruchs als gesellschaftlichem Leitbild in fast allen Lebensbereichen (BMFSFJ 2012; kritisch Becker 2015). Sofern die Zeitstrukturen der städtischen Umgebung älterer und hochaltriger Menschen deren Interesse an niederschweligen Ermöglichungsstrukturen zur eigenständigen Erledigung ihrer alltäglichen Reproduktion, d. h. zur Selbstsorge (vgl. BMFSFJ 2010), nicht entspricht, wäre zu fragen, was getan werden kann, um dem Anspruch eines alterssensiblen urbanen Lebensumfeldes auch in zeitlicher Hinsicht gerecht zu werden. Dabei ist nicht nur die Stadt im engeren Sinne angesprochen, sondern urbanisierte Räume im näheren Lebensumfeld der Menschen generell. Zudem meint „zeitliche städtische Infrastruktur“ hier die Gesamtheit öffentlicher städtischer Räume, unabhängig davon, ob sie von kommunalen oder privaten Institutionen verantwortet werden, wie etwa dem Einzelhandel. Im folgenden Beitrag sollen hierzu erste Problematisierungen und Lösungsansätze vorgeführt werden. Dabei stößt man auch auf die allgemeinere Frage, wie *zeitliche Diversität* im öffentlichen städtischen Raum implementiert werden kann.

2 Verzeitlichung privater und öffentlicher Räume

Ausgangspunkt ist die Beobachtung, dass die Lebensvollzüge im Alltagsgeschehen hochmoderner Gesellschaften allgemein erheblich schneller geworden und darüber hinaus generell enger getaktet zu sein scheinen. Was die Beschleunigung betrifft, so wird diese in wissenschaftlichen Publikationen seit langer Zeit beschrieben und ihre Folgen werden problematisiert (Rinderspacher 1988a, 2015; Backhaus/Bonus 1994; Rosa 2012). Selbst wenn dem bislang noch keine ausführliche Empirie gefolgt ist, die dies detailliert belegen würde, sprechen doch verschiedene Indikatoren für diese Beobachtungen (IfD Allensbach/Statista GmbH 2013). Auch die in diesem Zusammenhang häufig zitierte Studie von Levine (1999), der die Bewegungsgeschwindigkeiten der Menschen in verschiedenen Kulturen verglichen hat, weist in diese Richtung.

Weiterhin lässt sich nicht nur eine *Beschleunigung* beobachten, sondern auch eine Zunahme der mehr oder weniger *unfreiwilligen Eingebundenheit* der Menschen in zeitliche Teilsysteme des Alltags. Das meint eine enge Taktung des täglichen Agierens, die wenig selbstbestimmtes Zeithandeln zulässt (Rinderspacher 2015; 1988b). So hat nicht zufällig das Thema der Vereinbarkeit von Familie und Beruf gestiegene Beachtung im öffentlichen Diskurs und bei den politischen Entscheidungsträgern erfahren (BMFSFJ 2012; Jurczyk 2009; Bertram/Deuflhard 2014). Mit der „Verarbeitung der Freizeit“ und der „Verzeitlichung unserer Lebenswelt“ (Rinderspacher 1984; Jurczyk/Szymenderski 2012), d. h. der immer weiteren Durchdringung aller privaten und öffentlichen Lebensbereiche mit rationalisierten, von Effizienzkriterien geleiteten Zeitverwendungsregeln, wird dieses Problem dann auch in Gestalt der Verzeitlichung des öffentlichen Raumes sichtbar.

Nicht erst in der vergangenen Dekade wurde offensichtlicher, dass immer mehr Menschen die zunehmende Verzeitlichung ihres Alltagslebens in den beiden genannten Dimensionen als Überforderung empfinden. Rosa beschreibt die zeitlichen Belastungen sehr plastisch als „slippery-slope-Effekt“, das meint das Bild einer ständigen Gefahr des Abrutschens der Menschen von einer sich bewegenden schrägen Scheibe, sofern sie nicht Anstrengungen dagegen unternehmen, d. h. sich den vielgestaltigen zeitlichen Anforderungen und Veränderungen ihres Lebensumfeldes anpassen (Rosa 2012, S. 401 ff.). Konkret bergen solche Verhältnisse das Risiko, daran seelisch und/oder körperlich zu erkranken oder sich sozial zu isolieren. Soweit man sehen kann, fühlt sich ein Großteil der Menschen bereits dauerhaft oder ständig überfordert. Dafür sprechen neuere Studien zum Burn-out-Phänomen (vgl. bei Neckel/Wagner 2013), darunter auch die Ergebnisse der „Stress-Studie“ der Techniker Krankenkasse: Darin stimmen fast alle (93 Prozent) der jungen Befragten zwischen 18 und 25 Jahren der Aussage zu, der Stress habe sich für sie in den vergangenen Jahren generell vervielfacht (TK 2013). In die gleiche Richtung weist etwa auch die Zunahme von ADHS-Erkrankungen bei Kindern und Jugendlichen (Bonney 2015). Bei diesen Ergebnissen muss man allerdings bedenken, dass natürlich nur ein bestimmter Anteil des erlebten Stresses auf eine zeitliche Belastung zurückzuführen ist. Der Anteil zeitlicher Ursachen am gesamten Belastungsspektrum scheint aber rasant zuzunehmen.

Auch inwiefern sich das Gefühl zunehmender zeitlicher Belastung eher auf die Erwerbsarbeit oder den Privatbereich oder beide bezieht, ist nicht immer genau zu trennen. Neuere Untersuchungen zum Zeitstress am Arbeitsplatz zeigen jedenfalls einen kontinuierlichen, teilweise dramatischen Anstieg zeitlicher Belastungen: Fast zwei Drittel der Beschäftigten haben einer Befragung des Deutschen Gewerkschaftsbundes DGB zufolge den Eindruck, dass sie „in den letzten Jahren immer mehr in der gleichen Zeit schaffen müssen“ (DGB-Index Gute Arbeit 2012: 4). Etwas weniger als die Hälfte der Erwerbstätigen (42%) gaben in einer Studie der Bertelsmann-Stiftung an, dass ihr Arbeitsumfeld durch steigende Leistungsziele geprägt sei, und beklagten dabei, dass sie keinen Einfluss auf die zu bewältigende Arbeitsmenge hätten. Von den Befragten weiß jeder/jede Dritte nicht, wie er/sie den (zu hohen) Ansprüchen gerecht werden soll (Spiegel-Online 2015). Nie gehetzt fühlen sich hingegen nur 12 Prozent der Beschäftigten (DGB-Index Gute Arbeit 2012). Nicht überraschend hat die empirische Glücksforschung festgestellt, dass diese Menschen eine wesentlich höhere Zufriedenheit mit ihrem Leben empfinden als diejenigen, die sich nur als Getriebene sehen (Köcher/Raffelhüschen 2011, S. 102).

Die hoch entwickelten Gesellschaften stehen hier vor einem Dilemma: Sie sehen sich ungeachtet der nicht mehr zu ignorierenden Nebenfolgen der Verzeitlichung (post-)moderner Lebenswelten – unter anderem bedingt durch die von der Globalisierung erzeugten, härteren Wettbewerbsbedingungen – permanent gezwungen, Beschleunigungs- und Verzeitlichungsprozesse in unzähligen technischen und sozialen Teilsystemen der Gesellschaft voranzutreiben und damit den Weg der Akzeleration des gesellschaftlichen Alltagslebens mehr oder weniger kontinuierlich weiterzugehen. Individuelle Akteure dieser komplexen Verzeitlichungsprozesse sind – größtenteils unter dem Druck ihrer Eingebundenheit in systemische Zusammenhänge – vor allem die sogenannten Leistungsträger in Wirtschaft und Gesellschaft, also jener Teil der Bevölkerung, der, „mitten im Leben steht“ und sich mehr oder weniger im Vollbesitz

seiner „Lebenskraft“ (vgl. zu diesem Begriff Jürgens 2006) befindet. Der „aktive Teil der Bevölkerung“ setzt damit, anders ausgedrückt, die im Alltagsleben geltenden Zeitstandards und bestätigt sie wiederkehrend in unterschiedlichen sozialen Funktionen, in der Arbeitnehmer- oder Arbeitgeberrolle ebenso wie als Verkehrsteilnehmer oder als Organisator des Familienalltags (Jurczyk 2009).

Ungeachtet aller Klagen darüber, dass die Zeit zu schnell laufe, scheinen die zeitlichen Anforderungen, die das Alltagsleben in den hoch entwickelten Gesellschaften an die Menschen insgesamt stellt, dennoch für die ganz überwiegende Mehrzahl so zugeschnitten, dass sie letztendlich doch bewältigt werden können. Dazu trägt vermutlich bei, dass ein effizientes Zeitmanagement eine entscheidende Voraussetzung ist, um an den Lebenschancen, die die (post-)moderne Gesellschaft offeriert, teilhaben zu können. So werden auch hoch belastende Zeitstrukturen so weit und so lange wie möglich von den Betroffenen im Sinne individueller Resilienzstrategien (Berndt 2015) akzeptiert. Dabei stellt es bereits für sich eine erhebliche Belastung dar, eine Balance zu finden zwischen dem Freizeit- und Gesundheitsinteresse auf der einen Seite und dem angestrebten Konsumniveau sowie dem sozialen Status auf der anderen (Lutz 2012).

Zugleich scheint die Gruppe derer größer zu werden, die den zeitlichen Anforderungen des modernen Alltags generell und darin denen im öffentlichen Raum größerer Städte auch bei gutem Willen nicht (mehr) gewachsen sind.

3 Älter werden in der Leistungsgesellschaft

Betroffen von der forcierten Verzeitlichung der Gesellschaft sind – neben anderen Gruppen, darunter auch den Protagonisten der Akzeleration (vgl. DGfZP 2016) – insbesondere ältere und/oder leistungsgeminderte Menschen: Für Personen mit eingeschränkter zeitlicher Aktionskompetenz stellen sich die vorfindlichen zeitlichen Strukturen im öffentlichen Raum oft als eine Barriere des Zugangs zu bestimmten Angeboten beziehungsweise öffentlichen Gütern dar. Vor allem wenn die Lebensenergie und die Capabilities altersbedingt nachlassen, mit anderen Worten die körperlichen und mentalen Ressourcen schwinden, die zu einem erfolgreichen Alltagsmanagement erforderlich sind, erweisen sich scheinbar normale alltägliche Verrichtungen rasch als bedrohliche Überbeanspruchungen und nicht selten als unüberwindbares Hindernis. Dabei kann die Ursache hierfür sowohl in einem allgemein gestiegenen Niveau zeitlicher Anforderungen liegen als auch umgekehrt in eben diesen abnehmenden Fähigkeiten der Alltagsbewältigung oder in einer Kombination aus beiden Ursachen.

Der Alterungsprozess ist ein Vorgang der Veränderung sowohl des Individuums und seiner psychophysischen Konstitution selbst (Schachtschnabel 2004) als auch seines Verhältnisses zu seinem sozialen Umfeld. Unter anderem gehört zum Älterwerden die Veränderung der Zeitwahrnehmung und der Zeitorientierung sowie der Fähigkeit, zeitlichen Anforderungen – der Gesellschaft ebenso wie selbst gestellten – entsprechen zu können (Meyer 2008). Mit dem alltäglichen Zeitverhalten des Individuums wandelt sich allmählich auch dessen Statusposition: In einer auf höchste Zeiteffizienz ausgerichteten Gesellschaft gelten zunehmende Langsamkeit der Handlungsabläufe, verminderte Ausdauer oder abnehmende Vorkalkulierbarkeit der psychophysi-

schen Befindlichkeit und Ähnliches als Kriterium und Ausdruck verminderter Leistungsfähigkeit. Hohe Leistungsfähigkeit aber ist eine der entscheidenden Voraussetzungen für die Zugehörigkeit zur gesellschaftlichen Mitte.

Die hier von mir vertretene Vorstellung eines chronisch-degenerativen Leistungsabbaus mit zunehmendem Alter ist in der einschlägigen Literatur allerdings nicht unumstritten, wie auch generell über Ursachen, Erscheinungsformen und Auswirkungen des Alterungsprozesses stark kontroverse Ansichten bestehen, nicht zuletzt auch zwischen unterschiedlichen Disziplinen (vgl. zusammenfassend Mahr 2016). Aus der Sicht des Autors kann jedoch nicht infrage gestellt werden, dass sich ein Alterungsprozess mit der Folge nachlassender Leistungsfähigkeit als solcher naturnotwendig vollzieht (hierzu Zimprich 2004). Eine andere Problemstellung, auf die öffentliche Debatten zumeist abstellen, fragt danach, in welchem Lebensalter und mit welcher Naturnotwendigkeit altersbedingte degenerative Prozesse eintreten und inwieweit das Individuum in der Lage ist, dem „vorzeitigen Altern“ durch präventive Verhaltensmaßnahmen entgegenzuwirken. In diesem Zusammenhang kommen dann auch Unterstützungs- und Ermöglichungsstrukturen durch Staat und (Zivil-)Gesellschaft ins Spiel, die darauf abzielen, chronisch-degenerative Erkrankungen soweit wie möglich ins hohe Alter zu verschieben und deren negative Folgen abzumildern, somit die Hilfebedürftigkeit auf einen möglichst kurzen Abschnitt des Lebensverlaufs zu beschränken (Rinderspacher et al. 2009). Die von uns im letzten Teil dieses Beitrags vorgeschlagenen Maßnahmen können nicht zuletzt auch zu dieser Thematik einen Beitrag leisten.

Dazu, dass Einschränkungen der Leistungsfähigkeit der Menschen zum Problem werden, hat wesentlich beigetragen, dass die Leistungsgesellschaft ihren Geltungsanspruch in den vergangenen Dekaden weiter und weiter ausgedehnt hat, allen Kritiken seit den 1970er Jahren und vieler verinselter sozialer Gegenbewegungen zum Trotz (Diestelhorst 2014). Ein systematischer Zusammenhang zwischen Zeit und Leistung besteht insofern, als sowohl die Messung als auch die Realisierung von Leistung in hoch entwickelten Gesellschaften ohne Zeit nicht denkbar ist: Bestimmte Handlungsabläufe/Vollzüge bzw. daraus resultierende Ergebnisse können dort nur dann als Leistung gelten, sofern sie nicht nur als solche, in ihrer sachlichen Dimension, erbracht worden sind, sondern auch in ihrer zeitlichen, d.h. wenn sie in Bezug auf Lage, Dauer und Arbeitsgeschwindigkeit den zeitlichen Vorgaben einer externen gesellschaftlichen Institution entsprechen (Ermert/Rinderspacher 1981). Mehr oder weniger vermittelt werden diese Anforderungen in modernen Gesellschaften entweder über Marktprozesse gesteuert oder treten als Vorgaben großer nichtwirtschaftlicher, etwa staatlicher, Institutionen auf: So wird eine Klassenarbeit, wie man weiß, im Allgemeinen nicht nur in Bezug auf ihren Inhalt bewertet, sondern stets auch danach, ob dieser innerhalb des von der Bildungsinstitution gesetzten Zeitrahmens erbracht worden ist.

Leistung wird nicht nur in formellen und informellen Arbeitsprozessen erwartet, sondern auch im Rahmen der privaten Alltagsorganisation, wenngleich die sachlichen und zeitlichen Entscheidungsspielräume hier zumeist größer sind. So können zeitliche Strukturvorgaben des modernen Alltags zwar prinzipiell ignoriert werden (vgl. Winkler in diesem Band) – etwa die in den Fahrplänen des öffentlichen Nahverkehrs enthal-

tenen. Dies kann, wie man weiß, jedoch spürbare zeitliche Unannehmlichkeiten nach sich ziehen und sogar materielle Nachteile, was den Zugang zu verfügbaren gesellschaftlichen Ressourcen betrifft.

4 Aggregate des Alltags

Der Leistungscharakter bereits einfacher Alltagsvollzüge und die darin enthaltenen zeitlichen Anforderungen werden zumeist unterschätzt. Er lässt sich etwa an dem Vorgang der Querung einer belebten Fahrbahn mithilfe einer Ampelanlage verdeutlichen – einer scheinbar unkomplizierten und voraussetzungslosen alltäglichen Handlung. Wir setzen diese Fähigkeit spätestens mit Beginn des höheren Kindesalters als Selbstverständlichkeit voraus und verkennen dabei leicht die zahlreichen körperlichen und mentalen Prämissen, die es dem Individuum erst erlauben, eine solche Intention in zielgerichtetes Handeln umzusetzen.

Im theoretischen Kontext gesprochen tritt die Verkehrsampel dem Individuum hier als eine Art Kommunikationspartner gegenüber, oder im Sinne der Netzwerktheorie, wie sie Bruno Latour (2007) vertritt, als ein sogenannter Aktant. Latour konzipiert die beiden Interagierenden in diesem Prozess – das menschliche Wesen und, wie im Beispiel, die Ampel und das dahinterstehende technisch-soziale System – mit diesem Begriff jeweils als Partner. Es handelt sich bei der Ampel zunächst zwar um nicht mehr als ein technisches Lichtzeichen, eine Maschine. Diese ist jedoch, nicht unähnlich einem Wesen aus Fleisch und Blut, in der Lage, Anforderungen an das Individuum zu stellen bzw. Aufforderungen auszusprechen – „Bei rotem Licht bleib stehen!“. Nach diesem Muster artikuliert und materialisiert sich in einer hoch technisierten, artifiziellen Lebenswelt ein erheblicher Teil der Zeitnormen des Alltagslebens, also nicht in Form direkter Anweisungen dazu autorisierter Personen (so wie einstmals der Schutzmann, der den Verkehr regelte), sondern vermittelt über technische Symbole, die Ausdruck bestimmter Systeme beziehungsweise Systemlogiken sind. Diese Symbole und damit die zeitlichen Imperative, die sie vermitteln sollen, sind technisch so gestaltet, dass wir sie handlungswirksam interpretieren können: Im Vorgang der Straßenquerung mit Lichtzeichen fordert uns die Ampel bei Strafandrohung bekanntlich nicht nur dazu auf, zu den von ihr angezeigten eng gesetzten *Zeitpunkten* – und nur zu diesen – die Straßenseite zu wechseln, sondern darüber hinaus setzt sie ein *zeitliches Intervall* hierfür.

Was an dem scheinbar trivialen Beispiel der Verkehrsampel exemplifiziert wurde, gilt in ähnlicher Weise auch für andere Kommunikationssituationen beziehungsweise Schnittstellen zwischen Menschen und materiellen oder immateriellen Systemen. Mit Latour (2007) wollen wir sie hier in ihrer Gesamtheit „Aggregate“ nennen. Dementsprechend interagieren die beiden Aktanten Mensch und Maschine miteinander, die gesamte Kommunikationssituation einschließlich deren materieller Konfiguration bilden ein „Aggregat“: So lassen sich als Aggregate etwa die Situation des Einsteigens in ein Verkehrsmittel, die Benutzung einer Rolltreppe (vgl. Winkler in diesem Band), ein Bezahlvorgang im Supermarkt, die Nutzung eines Bankautomaten oder eines Ansagedienstes beschreiben. All diesen Aggregaten wohnt eine technisch implementierte, für

den Nutzer de facto unabweisbare Zeitlogik inne (es sei denn er votierte für die exit-option), die sich als mehr oder weniger präzise Anforderung an das (Zeit-)Handeln des menschlichen Aktanten äußert. So auch, wenn ein Überweisungsautomat im öffentlichen Raum der Bank den Nutzer zwischen den einzelnen Operationen mit einem Signalton zur Fortsetzung des Vorgangs auffordert. Das erinnert an die einstmals in jeder Telefonzelle auf einem Emaille-Schild zu findende Aufforderung „Fasse dich kurz!“. Die Aufforderung zum zeiteffizienten Handeln im Umgang mit Aggregaten ist als solche also überhaupt nicht neu, wohl aber deren technische Übermittlung an den Nutzer durch eine Maschine, die ihn unabweisbar dazu zwingt, sich im Sinne der Systemlogik des Aggregats zeitkonform zu verhalten.

5 Parallele Zeitkulturen: Alltagswelt A und Alltagswelt B

Was für ein mit durchschnittlichen Fähigkeiten ausgestattetes Individuum in der Regel kein Hindernis darstellt, kann zu einem gesundheitlichen Risiko und/oder einer psychischen Belastung werden, wenn diese im öffentlichen, aber auch im privaten Raum wiederholt aufgerufenen Fähigkeiten zum adäquaten Zeit-Handeln nicht gegeben oder nur unzuverlässig und phasenweise verfügbar sind, wie beim Kleinkind „noch nicht“ oder beim hochaltrigen Menschen „nicht mehr“.

In der Konsequenz kann aus den erfahrenen *Defiziten des zeitlichen Handlungsvermögens* in Bezug auf die zeitlichen Anforderungen aus dem Lebensumfeld eine zunehmende Abwendung des Individuums von der (Intensiv-)Zeitkultur der „Kerngesellschaft“ resultieren. Es gibt Anzeichen dafür, dass sich Zeitkonflikte zwischen den Generationen in Gestalt zweier unterschiedlicher, altersspezifischer Lebenswelten sozial ausdifferenziert haben. Beobachtungen im Rahmen eines unserer empirischen Forschungsprojekte zum Thema Altern und Pflege (Rinderspacher et al. 2009; Reuyß et al. 2012) gaben Anlass zu der Vermutung, dass in den hoch entwickelten Gesellschaften mindestens zwei lebensaltersspezifisch konstituierte Sozialräume existieren, denen man neben anderen Merkmalen eine jeweils eigensinnige Zeitkultur mit einer je spezifischen Zeitverwendungslogik zuordnen kann. Wir fanden diesbezügliche Unterschiede zwischen der Welt des Alltags derer, die „mitten im Leben stehen“ auf der einen Seite, und derer, die sich nicht mehr primär über ihren beruflichen Kontext und ihre Erziehungsaufgaben definieren, sondern sich faktisch und bewusstseinsmäßig im frühen oder späteren Abschnitt ihrer Altersruhezeit befinden, auf der anderen Seite. Wir haben dies als eine Form der Ausdifferenzierung der gesellschaftlichen Realität in zwei nebeneinander bestehende *Alltagswelten* konzipiert, die wir im Folgenden mit den Begriffen Alltagswelt A und der Alltagswelt B bezeichnen wollen. Eher umgangssprachlich könnte man auch von einer „Alltagswelt“ (A) und einer „Alterswelt“ (B) sprechen.

Der *Begriff des Alltags* ist ein Derivat des Lebensweltkonzepts, wie es, ursprünglich von E. Husserl kommend, vor allem von A. Schütz in die sozialwissenschaftliche Debatte eingeführt wurde und später von P. L. Berger und Th. Luckmann (1969) sowie in einem etwas anderen Kontext von H. Lefebvre (1977) weiter ausgearbeitet worden ist. Der Begriff beschreibt hier einen gemeinsamen Erfahrungs- und Lebenszusammenhang von Menschen, der zugleich eine mehr oder weniger homogene Wert- und

Sinnkonstruktion unterstützt. Berger/Luckmann erklären die Alltagswelt so: „Die Alltagswelt breitet sich vor uns aus als Wirklichkeit, die von Menschen begriffen und gedeutet wird und die ihnen subjektiv sinnhaft erscheint“ (1969: 21). Sie fokussieren dabei auf dasjenige Verständnis von Welt und Wirklichkeit, welches dem Durchschnittsmenschen im täglichen Handlungsvollzug zugänglich ist. Ohne direkt an diese Autoren anzuschließen, steht der Begriff von Alltagswelt in unserem Konzept für den alltäglichen Lebenszusammenhang der Menschen, wie sie ihn sowohl durch Sinnkonstruktionen erfahren (wie bei Berger/Luckmann) als auch wie er ihnen als durch die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen vorstrukturierter Handlungsraum mit bestimmten Objektivationen sowie daraus resultierenden Optionen und Restriktionen bei der Bewältigung ihrer Alltagsproblematiken gegenübertritt. Dass Zeitstrukturen und Zeitverwendungsmuster bei der Konstitution und Ausdifferenzierung der Alltagswelten innerhalb eines jeweiligen lebensweltlichen Kosmos relevant sind, hatte bereits Schütz (Schütz/Luckmann 2003) in der Mitte des vorigen Jahrhunderts herausgearbeitet.

Die eine Alltagswelt A beschreibt einen Lebenszusammenhang, der von den Zeitnormen derer geprägt ist, die hier, wenn auch mit kritischem Beiklang (vgl. Diestelhorst 2014), als Leistungsträger bezeichnet werden sollen. Auf der anderen Seite steht die Alltagswelt B, in der sich das Leben nach anderen, stärker von der Person und ihren Bedürfnissen her definierten, nicht jedoch von hegemonialen gesellschaftlichen Institutionen aufgenötigten Zeitmaßen vollzieht (vgl. Herrmann 2009).

Die Alltagswelt A wird von denen geprägt, die stark vereinfachend gesagt den Kern der Leistungsgesellschaft darstellen. Das heißt für die Individuen, den weitaus größten Teil ihrer Handlungen beziehungsweise Aktionen jeweils in einen von einer externen Instanz vorgezeichneten zeitlichen Rahmen einpassen zu sollen – wie bereits oben angesprochen ein typisches Merkmal des Umgangs mit der Zeit in der Leistungsgesellschaft (Ermert/Rinderspacher 1981) –, nicht aber umgekehrt, sich dafür einen Zeitrahmen nach Maßgabe eigener Bedürfnisse geben zu können. Mehr noch ist jedes Individuum dazu aufgefordert, innerhalb dieses Rahmens der linearen, infinitesimalen Verwendungslogik der Zeit zu folgen, d.h. einem verinnerlichten Zwang zur kontinuierlichen Optimierung der alltäglichen Zeitverwendung nach dem Schema eines bestimmten zeit-ökonomischen Rationalprinzips (Rinderspacher 1985). Dabei sind außer der Geschwindigkeit auch andere Dimensionen zeitlicher Handlungsanforderungen von Bedeutung, wie Lage, (Aus-)Dauer, Verlässlichkeit und Kontrolle über die eigene Zeit.

Dagegen orientieren sich die Individuen in der Alltagswelt B sehr häufig oder gar durchgehend an der gleichsam natürlichen Dauer ihrer Bedürfnisse und an ihren physiologischen, psychologischen Eigenzeiten sowie an verschiedenen sozialen Rhythmen ihres unmittelbaren und mittelbaren Lebensumfeldes, nicht zuletzt auch an den Zeit-Zeichen der sie umgebenden natürlichen Umwelt. In der gerontologischen Literatur wird das, was wir hier als Alltagsleben B bezeichnen, auf vielfältige Weise beschrieben (vgl. Baltes et al. 1994; Kruse/Martin 2004; Buchen/Maier 2008), allerdings nicht auf den Umgang mit der Zeit bezogen sowie ohne konzeptionell eine „Alltagswelt B“ einer „Alltagswelt A“ gegenüberzustellen.

Charakteristisch für die Alltagswelt B als Sozialraum sind auch die für die spezifische Lebenssituation älterer sowie hochaltriger Menschen jeweils stehenden, in der Alltagskommunikation verwendeten Symbole, Kommunikationsformen, Semantiken und kollektiven Deutungsmuster; sie betreffen zu einem erheblichen Teil auch den Umgang mit der Zeit (vgl. Meyer 2008; Burzan 2002). Im Alter sind die im aktiven Erwerbsstatus der Individuen erworbenen Eigenschaften und Selbstzuschreibungen der Individuen wie Schicht- und Milieuzugehörigkeit und berufliche Zugehörigkeit als die entscheidenden Selbstmerkmale zwar nicht gänzlich außer Kraft gesetzt, worauf etwa auch im Ruhestand beibehaltene Titel wie „Oberstudienrat a. D.“ hinweisen. Jedoch erhält der altersbedingte Abbau biologischer, gegebenenfalls mentaler, sozialer sowie ökonomischer Ressourcen und Fähigkeiten (Schachtschnabel 2004; Zimprich 2004) eine gesteigerte Bedeutung für Selbstzuschreibungen und Selbstdefinitionen. Die einer Alterskohorte gemeinsame Erfahrung, alt (geworden) zu sein, kann nun genauso schwer oder schwerer wiegen als die Erinnerung an die vergangene Berufszugehörigkeit. Dazu gehören neue Erfahrungen wie zunehmende Erkrankungen oder allein die zunehmende Wahrscheinlichkeit, ernsthaft zu erkranken, potenzielle oder manifeste Angewiesenheit auf Versorgung durch andere Personen oder enger werdende Handlungsspielräume bei der Mobilisierung von Ressourcen für die eigene Lebensgestaltung (z. B. sinkende Bonität bei der Kreditaufnahme) als verbindende Merkmale einer als ähnlich wahrgenommenen Lebenssituation. Nicht zuletzt trägt auch das greifbar werdende Lebensende, einschließlich der sich damit verändernden Zukunftsperspektiven (Burzan 2002), zu einer veränderten sozialen Orientierung bei. Zu den vielen Erfahrungen des Älterwerdens gehört nicht zuletzt auch diejenige, immer öfter verschiedenen zeitlichen Anforderungen aus dem / im öffentlichen Raum zunehmend weniger gewachsen zu sein. Diese alle stellen die Grundlage für einen spezifischen neuen Sozialraum, der mit der zeitlichen eine räumliche Dimension erfährt und umgekehrt; Weidenhaus (2015) zeigt dies am Beispiel jüngerer Altersgruppen.

6 Zeitliche Inklusion und Exklusion

Die Inklusion in oder der Ausschluss aus anderen Teilsystemen der Gesellschaft, die Zugehörigkeit zum Kern oder zum Rand bestimmt sich bekanntlich zu einem wesentlichen Teil danach, wie weit Menschen an der jeweiligen Alltagswelt, die sie umgibt, teilhaben, darunter etwa an der Erwerbsarbeit, am öffentlichen Leben von Kirchen und Vereinen, an Bildung, Kultur, Konsum, Mobilität usw. (vgl. Burzan 2002). Diese wiederum geben bestimmte Zeiten vor, aus denen unter anderem ein gemeinsamer Lebensrhythmus der Menschen resultiert, der für sich ein wichtiges Symbol der sozialen Inklusion darstellt, wie schon einer der Urväter der deutschen Soziologie, Georg Simmel, erkannt hat (Simmel 1989: 677). Wenn man dem Sozialpsychologen G. Tarde (2008) folgt, ist *der soziale Vergleich* – was und wie viel tut mein Nachbar und wann? – ein zentraler Faktor im Prozess der Fremd- und Selbstzuschreibung von Zugehörigkeiten zu sozialen Gruppierungen. Dementsprechend gilt ein voller Terminkalender (noch immer) als Indikator für soziale Bedeutsamkeit und hohen gesellschaftlichen Rang. Marginalisierte Personen oder Gruppen dagegen zeichnen sich unter anderem dadurch aus, dass sie komparativ „zu viel“ disponible Zeit und hierdurch den Anschluss an die in der Alltagswelt A geltenden Zeitstandards verloren haben. Oft zitierter Beleg

dafür ist die in den 1930er Jahren durchgeführte Mariental-Studie (Jahoda et al. 1975), die zeigt, wie ein ganzes Industriedorf, das fast komplett von Arbeitslosigkeit betroffen ist, zu einem vorindustriellen Zeit- und Lebensrhythmus hin regrediert.

Es ist die Leitfunktion der Erwerbsarbeit und des Berufslebens in der Leistungsgesellschaft, die es mit sich bringt, dass gesellschaftliche Exklusion aus der Kerngesellschaft der Alltagswelt A droht, wenn den Leistungsstandards, die dort größtenteils implementiert sind, altersbedingt oder aus anderen Gründen nicht – mehr – entsprochen werden kann, oder auch nicht mehr entsprochen werden will: Offensichtlich existiert in den hoch entwickelten (kapitalistischen) Industriegesellschaften eine dominierende lebensweltliche Sphäre, innerhalb derer hegemoniale Zeitstrukturen gelten, auf die sich jedes Individuum zwingend beziehen muss, will es zum Zentrum „seiner“ Gesellschaft gehören. In neuerer Zeit hat Herrmann (2009) dies noch einmal problematisiert und als Gegenentwurf dazu eine „rhizomische Basis-Zeitstruktur“ der Gesellschaft vorgeschlagen, die ohne eine solche Hierarchie zeitlicher Referenzsysteme auskommt und eine diversifizierte gesellschaftliche Zeitkultur ermöglichen soll. Dieser Idealzustand würde bedeuten, dass unterschiedliche Alltagswelten in ein und demselben Raum *gleichberechtigt* mit- und nebeneinander koexistieren können, also ohne einen Zwang auf das Zeitverhalten der Individuen in einer anderen Alltagswelt auszuüben. Anders formuliert würde dies bedeuten, den sozialwissenschaftlichen Diversity-Ansatz (Krell et al. 2007) auf die zeitliche Strukturiertheit einer Gesellschaft anzuwenden. Das Problem hegemonialer Systemlogiken und ihrer Auswirkungen auf die Strukturierung einer Gesellschaft ist, wenn auch in viel allgemeinerer Form, im Kern übrigens nicht neu, sondern wurde wiederholt diskutiert, wo es um die Steuerungsfunktion des ökonomischen Sektors gegenüber der Sozialstruktur einer Gesellschaft geht, in neuerer Zeit etwa im Kontext der Ökonomisierung sozialer Organisationen (z.B. Schimank/Volkman 2008).

Je länger in Politik und Wissenschaft Inklusion als eindeutig positiver Wert und als das Ziel unterschiedlichster Interventionsmaßnahmen gilt, treten die Ambivalenzen einer Inklusionsstrategie hervor, nicht nur in Bezug auf deren praktische Umsetzung, sondern auch was die Idee als solche betrifft (vgl. Becker 2015). Das betrifft auch die Hoffnung auf mehr Zeitgerechtigkeit (Henckel/Kramer 2017 in diesem Band) durch mehr Inklusion in gesellschaftliche Teilsysteme, darunter auch die Inklusion älterer Menschen. Diesbezüglich ist allerdings eine Ambivalenz im Alltagsbegriff angelegt, jedenfalls sofern man ihn im Geiste einer kritischen Sozialtheorie versteht, wie etwa H. Lefebvre (1977) oder A. Heller (1981): Auf der einen Seite ist er dort konzipiert als Kritik an der kapitalistischen beziehungsweise industriegesellschaftlichen Lebensweise, deren bestimmendes Merkmal die Entfremdung des Menschen von sich selbst und die Suche nach einem Leben im Eigentlichen ist, wie unter anderem bei T. W. Adorno, H. Marcuse, A. Heller oder E. Fromm, neuerdings auch bei H. Rosa (2016). Auf der anderen Seite, d. h. trotz aller kritischer Einwände, beschreibt der industriegesellschaftliche Alltagsbegriff ein vorfindliches Faktum, nämlich den tatsächlichen Lebenszusammenhang von Menschen über mittlerweile viele Generationen, die, Entfremdung hin Entfremdung her, nach Eingebundenheit in eben diesen uneigentlichen Alltag streben, um an den Lebenschancen westlicher Gesellschaften teilhaben zu können – selbst dann, wenn sie diesen grundsätzlich kritisch gegenüberstehen.

Auch deshalb muss die Alltagswelt B keineswegs nur negativ als Ort der zeitlichen Regression besetzt sein. Denn die Alltagswelt B konstituiert sich unter anderem dadurch, dass sie die Große Erzählung von einem guten, ja besseren Leben nach dem Arbeitsleben ohne dessen Belastungen und Entfremdungserfahrungen miteinschließt – eine Vision, die normalerweise nur in der späteren Lebensphase realisierbar erscheint. So gesehen stellt die Alltagswelt B, indem die Entlastung von Erwerbsarbeit und Kindererziehung bei (zumindest im Augenblick noch relativ) gesichertem Einkommen ermöglicht, die Verwirklichung einer klassischen sozialen Utopie und ihrer Versprechungen (Schölderle 2012) im Mikrokosmos des (post-)modernen Menschen dar. Doch die Ambivalenz bleibt: auf der einen Seite zwar frei von den Mühen und Risiken der Erwerbsarbeit und hierdurch in der Lage, den Alltag nun weitgehend zeitautonom gestalten zu können – darunter auch was die eigenen Handlungsgeschwindigkeiten in konkreten Alltagssituationen betrifft –, auf der anderen Seite aber auch frei von den Erfolgsmomenten und den positiven Selbstwertgefühlen, die in der Regel mit der Erwerbsarbeit verbunden sind (Motel-Klingebiel 2006).

Dabei hängt die tatsächliche Eingebundenheit eines alten Menschen in die eine oder andere Alltagswelt nicht nur an objektiven Faktoren wie der Erwerbstätigkeit und auch nicht vor allem an gesellschaftlichen Fremdzuschreibungen, wie etwa allgemeingesellschaftlichen Bildern über die Lebensalter (BMFSJ 2010; Remmers 2009), sondern ist immer auch Resultat eigener Zuschreibungen. Dennoch ist die Wirkung von Fremdzuschreibungen auf die Zuordnung zu einer der Alltagswelten nicht zu unterschätzen: Sie reicht von der erwähnten Kreditvergabepraxis der Banken und den Altersgrenzen des Erwerbssystems über das Gesundheitssystem bis hin zu den Stereotypen, die dem alten Menschen im eigenen Lebensumfeld begegnen, beispielsweise, wenn in den Medien über Altersgrenzen für die Fahrerlaubnis gestritten wird. Die in der Öffentlichkeit vorherrschenden Altersbilder der Gesellschaft verändern selbstredend auch das Selbstbild alter Menschen und tragen auf diese Weise zu dem mehr oder weniger freiwilligen Übergang des Individuums in die Alltagswelt B bei.

Allerdings schützt auch der „Aufenthalt“ in der Alltagswelt B nicht vor der Gegenwart zeitlicher Restriktionen bei der Bewältigung der Alltagsgeschäfte. Diese sind mit dem Austritt aus dem Erwerbsleben zwar definitionsgemäß nicht mehr auf die Zeitbindungen an die und aus der Arbeitswelt zurückzuführen. Nun aber leiten sich die Inhalte der täglichen Arbeit zu einem wesentlichen Teil aus der Notwendigkeit der Reproduktion der eigenen „Lebenskraft“ (Jürgens 2006) her, d.h. aus der Sorge für sich selbst und dem Bemühen um den Erhalt der eigenen, tendenziell schwindenden physischen, psychischen und sozialen Ressourcen (Rinderspacher et al. 2009). Damit treten zeitliche und sonstige Barrieren im näheren Lebensumfeld als Hindernisse der eigenen Reproduktionsanstrengungen deutlicher hervor.

7 Konfliktpotenziale

In der sozialen Praxis des öffentlichen Lebens existieren Alltagswelt A und Alltagswelt B nicht nur unberührt nebeneinander her, sondern stoßen vielfältig aufeinander. Bereits an dem einfachen Beispiel einer Ampelschaltung zeigte sich, wie das Tempo einzelner im Alltag auftretender Aggregate von den zeitlichen Normalerwartungen derje-

nigen bestimmt wird, die, im jungen oder mittleren Lebensalter stehend, als durchschnittlich leistungsfähig gelten. Sie geben die Durchschnittszeiten für die Querung einer Straße vor, geprägt von der instrumentellen Logik eines tief verinnerlichten Zeitsparimperativs, der zu Maximalgeschwindigkeiten auffordert. In ähnlicher Weise – hier allerdings nicht in der Dimension der Dauer beziehungsweise der (Handlungs-) Geschwindigkeit, sondern der Lage der Zeit – findet eine Konfrontation der unterschiedlichen Zeitlogiken von Alltagswelt A und Alltagswelt B statt, wenn alte Menschen zu denjenigen Zeiten die öffentlichen Verkehrsmittel oder die Kassen der Supermärkte in Anspruch nehmen, zu welchen vorrangig der erwerbstätige Teil der Bevölkerung diese nutzen muss. Insofern basiert das Konfliktpotenzial nicht immer nur auf strukturell bedingt divergierenden persönlichen Geschwindigkeitserwartungen- und Interessen, sondern auch auf unterschiedlichen Vorstellungen über die Berechtigung zur Inanspruchnahme von Infrastrukturlösungen. Noch allgemeiner kollidieren hier letztlich Vorstellungen über das Recht auf freie Selbstbestimmung über die Verwendung der eigenen Zeit (Mückenberger 2011).

Jedenfalls bildet sich in solchen – in der Regel unausgesprochenen – Priorisierungen zeitlicher Zugangsberechtigungen zu Infrastruktureinrichtungen im kollektiven Bewusstsein einer Gesellschaft zumindest implizit eine Rangskala der Wertigkeiten ab, insofern die Erwerbsarbeit wie überhaupt jede Art erwerbsbezogener Aktivität höher eingestuft wird als private und nicht instrumentell begründete Aktivitäten. So werden die Zeitinteressen desjenigen Teils der Bevölkerung, dessen Zeit infolge der wie auch immer begründeten Nicht-Partizipation an der marktökonomischen Wertschöpfung nicht den hieraus begründeten Knappheitsrelationen unterliegt, als zweitrangig angesehen. Ähnlich abwertend wird ja – hierüber ist in den vergangenen Dekaden ausführlich geschrieben worden –, auch die eingesetzte Zeit für Erziehungsarbeit, Hausarbeit oder Pflegetätigkeit bewertet, selbst wenn sie als gesellschaftlich unverzichtbar und inzwischen sogar verbreitet als wertschöpfend gilt (vgl. BMFSJ 2012).

Die Kollision von Alltagswelt A und Alltagswelt B stellt sich zum einen als *unmittelbarer Konflikt zwischen zwei oder mehreren Personen* mit je spezifischen Zeitmustern und dahinterstehenden Zeitinteressen aus den beiden Sphären dar. Die beiden Alltagswelten kollidieren darüber hinaus aber auch *vermittelt*, nämlich in der Konfrontation des Individuums *mit der zeitlichen Logik* verschiedener Aggregate des Alltags, die nach dem Muster der Alltagswelt A getaktet sind. Schließlich kann sich die Konfrontation der beiden Lebenswelten als Widerstreit der diesen Alltagswelten zugrundeliegenden Zeitlogiken *im Bewusstsein ein und derselben Person* vollziehen. Für einen solchen inneren Konflikt steht beispielhaft eine erwerbstätige Person, die bei ihrer Alltagsbewältigung je nach der gerade gegebenen Anforderungssituation zwischen der Zeitlogik der Erwerbsarbeit und der der Sorge hin- und herschalten muss. Beschrieben sind solche Konflikte etwa bei Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmern mit Pflegeaufgaben im häuslichen Bereich (Reuyß et al. 20012) oder mit betreuungsintensiven Kleinkindern (vgl. Klenner et al. 2003).

Die Hierarchisierung unterschiedlicher typischer Zeitlogiken in verschiedenen Lebenswelten beschneidet aber nicht nur die Freiheit Älterer und Hochbetagter im Umgang mit ihrer Zeit, sondern jedes Individuums, das den geforderten Zeitmaßen nicht entsprechen kann oder nicht entsprechen will. Die Gruppe der Älteren tritt hier je-

doch insofern besonders hervor, als diese aufgrund der demografischen Entwicklung im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung zahlenmäßig fortschreitend an Gewicht gewinnt. Dabei bedeutet das Eintauchen älterer Menschen in das zeitliche Grundmuster der Alltagswelt B wie ausgeführt nicht notwendig und nicht nur sozial deprivierende *Exklusion*, sondern bietet zusätzlich zu dem Versprechen der Ruhestandsutopie auch ganz pragmatisch *Schutz vor Überforderung* durch Ansprüche, die aus der Alltagswelt A herrühren. Man kann spekulieren, ob die Entstehung einer relativ eigenständigen Alltagswelt B nicht sogar Reflex auf die als zu hoch empfundenen Operationsgeschwindigkeiten vieler gesellschaftlicher Teilsysteme und darin vieler Aggregate ist – wenn man so will eine kollektive Resilienz-Strategie (Berndt 2015) zum Überleben in einer Welt allgegenwärtiger zeitlicher Überforderung. Die Schutzfunktion der Alltagswelt B betrifft neben alten Menschen nicht weniger Menschen mit eingeschränkten körperlichen und/oder geistigen Fähigkeiten. Sie betrifft darüber hinaus all diejenigen Individuen, die ganz unabhängig von Alter oder psychophysischer Konstitution in irgendeiner Form an dem hohen Grad der Verzeitlichung der Gesellschaft leiden oder diese einfach ablehnen und sich wieder mehr Kontrolle über die eigene Zeit bei der Gestaltung ihres Alltags wünschen.

Man könnte noch weitergehen und darüber spekulieren, ob nicht umgekehrt die Existenz der Zeitlogik der Alltagswelt B mit ihrer sichtbaren Entschleunigungs- und Entzeitlichungspraxis auf die Alltagswelt A zurückwirken und damit dem viel beklagten Zeitdruck in der Gesellschaft entgegenwirken könnte. Allerdings setzte dies für Menschen vor dem Rentenalter, die also kein Altersruhegeld beziehen, eine erwerbsunabhängige (staatliche) Transferzahlung für den Lebensunterhalt voraus, beispielsweise ein bedingungsloses Grundeinkommen. Eine solche potenzielle Ansteckungswirkung einer Alltagswelt B vorausgesetzt, befänden sich die beiden Alltagswelten infolge der demografiebedingten Ausdehnung der Alltagswelt B möglicherweise sogar zunehmend in einem dialogischen Prozess oder, um mit dem theoretischen Ansatz von Rosa zu sprechen (Rosa 2016), stünden sie zunehmend in einem Resonanzverhältnis zueinander.

8 Alternsgerechte Zeitstrukturen im öffentlichen Raum

Wie auch immer: Wenn unsere Hypothese der Existenz zweier Alltagswelten zutrifft, kündigt sich erheblicher sozialer Sprengstoff an. Zu erwarten wäre, dass mit fortschreitender Verzeitlichung des Alltagslebens und hierin des öffentlichen Raumes, die Exklusion immer größerer Teile der Bevölkerung aus dem Takt des gesellschaftlich dominanten Alltagsbezuges voranschreitet. Wie Studien gezeigt haben, begünstigen solche Alltagsbarrieren, vermittelt über Mechanismen negativer Selbstzuschreibung, den Einstieg in die Pflegebedürftigkeit (Rinderspacher et al. 2009). Zugespitzt ließe sich in diesem Zusammenhang sogar von der Gefahr eines *Zeitdarwinismus* sprechen (Rinderspacher 2001): Dann nämlich, wenn die Reaktionsfähigkeit auf zeitliche Anforderungen – wie oben dargestellt – ein zentrales Element der Alltagskompetenz in der Leistungsgesellschaft ist und die in diesem Sinne Leistungsfähigeren hierdurch gleichsam einen (Selektions-)Vorteil im Hinblick auf eine effiziente und selbstständige Alltagsgestaltung erfahren, während diejenigen, die über diese Fähigkeiten nicht verfügen, von der Kerngesellschaft tendenziell ausgesondert werden. Allein die potenziellen

Kosten einer solchen Marginalisierung könnten ein Grund sein, über eine altersgerechte zeitliche Infrastruktur des öffentlichen Raumes nachzudenken. Im Folgenden sollen daher Möglichkeiten erörtert werden, die Zeitstrukturen im öffentlichen Raum der Städte in Richtung der Bedarfe älterer und hochaltriger Menschen zu entwickeln.

8.1 Analyse: Zeitverträglichkeitsprüfung

Ein erster Schritt könnte in einer empirischen Erhebung von Art und Umfang der Betroffenheit bestehen. Hierzu wird eine Prüfung der Zeitverträglichkeit (Rinderspacher 1997) bestehender urbaner Räume in Hinblick auf die zeitlichen Anforderungsstrukturen für die Zielgruppe alter und hochaltriger Menschen vorgeschlagen, in unserem Fall fokussiert auf die Nutzung von Alltagsaggregaten (s.o.).

Ziel einer *Zeitverträglichkeitsprüfung* soll sein, bestehende und künftige Zeitstrukturen beziehungsweise Zeitsysteme eines gegebenen Raumes systematisch auf ihre gegenwärtigen und zu erwartenden sozialen Auswirkungen, bezogen auf eine ausgewählte soziale Gruppe hin zu untersuchen und die gewonnenen Einsichten zeitethisch und zeitpolitisch zu reflektieren. Dies beinhaltet zunächst eine Bestandsaufnahme bestehender Zeitkonflikte zwischen verschiedenen individuellen und kollektiven Akteuren. In der Konkretion bedeutet dies die Erkundung zeitlicher Konfliktfelder in ihren *äußeren Erscheinungsformen* ebenso wie das Nachvollziehen der jeweils dahinterstehenden Zeitinteressen und der daraus folgenden *Handlungslogiken*. Eine besondere Rolle könnten – müssten aber nicht – dabei solche Zeitkonflikte spielen, die aus Widersprüchen zwischen wirtschaftlichen Interessen auf der einen Seite und unverzweckten Humanbedürfnissen auf der anderen resultieren sowie, noch allgemeiner, Zeitkonflikte zwischen gesamtgesellschaftlichen Interessen und Partikularinteressen. Beides hat in der Vergangenheit etwa in der Auseinandersetzung um die Sonntagsruhe beziehungsweise das freie Wochenende eine Rolle gespielt (Herrmann-Stojanov 1999). In unserem Zusammenhang ginge es um die zum Teil widerstreitenden Interessen der Gesellschaft an einer zeitökonomisch hoch effizienten zeitlichen Infrastruktur auf der einen Seite und den vitalen Lebensinteressen einer alternden Bevölkerung auf der anderen.

Im zweiten Schritt wäre zu erkunden, welches *Verständnis von Zeitgerechtigkeit* in den erhobenen Zeitkonflikten jeweils zum Ausdruck kommt respektive aufeinanderstößt und welche vermittelnden Ansätze von Zeitgerechtigkeit (vgl. Henckel/Kramer in diesem Band) erkennbar sind, diese Konflikte zu moderieren. An dieser Stelle wäre bedarfsweise auch das Selbstverständnis der Forschenden zu reflektieren. In einem dritten Schritt sollte die Zeitverträglichkeitsprüfung *Handlungsempfehlungen* für die institutionellen zeitpolitischen Akteure bereitstellen, wie sie den unmittelbar Betroffenen Empfehlungen für Strategien der Gegenwehr gegen illegitime zeitliche Inanspruchnahmen ihrer Lebenszeit geben könnte.

In unserem Zusammenhang bietet sich zunächst eine Erhebung der von der Gruppe der potenziell Betroffenen selbst als Barrieren ihrer Entfaltungsmöglichkeiten wahrgenommenen zeitlichen Anforderungen im öffentlichen Raum an, sowohl in Bezug auf ihre Beschaffenheit als auch auf ihren Umfang. Dies könnte etwa in Form einer

Totalerhebung aller über 70-jährigen Bewohner und Bewohnerinnen eines gegebenen kleineren urbanen Raumes oder als repräsentative Befragung etwa einer Großstadt geschehen. Auch wäre an eine vorgeschaltete öffentliche Aufklärungsaktion zu denken, um zunächst den Blick und die Sensibilität der potenziell Betroffenen für das Problem alternsgerechter Zeitstrukturen im unmittelbaren Lebensumfeld zu schärfen, aber auch um die Thematik für die allgemeine städtische Öffentlichkeit zu aufzuschließen. Hierbei wäre der Blick, wie oben bemerkt, nicht nur auf die Dimension der Geschwindigkeit zu richten, sondern auch auf solche Barrieren, die durch die Dauer und Lage zeitlicher Anforderungen entstehen sowie durch fehlende Kontrollmöglichkeiten über vorhandene Zeitstrukturen im öffentlichen Raum.

8.2 Zwei Lösungsstrategien

Auf eine stark vereinfachte Formel gebracht bestehen zeitpolitisch zwei grundsätzliche strategische Optionen, um zeitliche Barrieren für ältere und hochaltrige Menschen im öffentlichen Raum der Städte – aber nicht nur im städtischen Raum – abzubauen:

Zum einen die Strategie *einer generell entschleunigten Stadt*. Das leitende Argument dabei wäre, dass deren Zeit- und hierin deren Geschwindigkeitskultur als Ganze nicht nur am Interesse der Kerngesellschaft ausgerichtet sein darf, also nicht nur am durchschnittlich leistungsfähigen Individuum, sondern auch gleichsam im Normalbetrieb für die schwächeren Angehörigen der (Stadt-)Gesellschaft niederschwellige Zugänge zu allen Infrastrukturen anbieten müsse. Darüber hinaus müsse sie zeitliche Optionspielräume für diejenigen anbieten, die sich einer hegemonialen industriegesellschaftlichen Zeitkultur – aus welchen Gründen auch immer – nicht unterwerfen wollen. Dies würde in etwa vorliegenden zeitpolitischen Konzepten wie „Slow City“, teilweise einer „Chrono-City“ (vgl. Wieden in diesem Band) entsprechen, theoretisch dem Konzept einer „rhizomischen Zeitkultur“ (Herrmann 2009). Allerdings ist die praktische Umsetzung drei Jahrzehnte nach der Propagierung solcher und ähnlicher Ansätze, die sich flächendeckend auf einen größeren Sozialraum wie eine gesamte Stadt beziehen, bislang hinter den Erwartungen zurückgeblieben.

Zum anderen wäre an eine Strategie der *selektiv entschleunigten Lebensräume* zu denken. Dieser zufolge würde der öffentliche Raum eines Gemeinwesens nicht als ganzer, sondern nur im Bereich ausgewählter Aggregate und darin exklusiv für Menschen mit Einschränkungen ihrer zeitlichen Aktionskompetenz zeitlich neu organisiert. Mit dieser Reorganisation sollen die individuellen Chancen über die Kontrolle der Zeit im Umgang mit spezifischen Aggregaten vergrößert werden. Dies würde im Einzelnen bedeuten, dass der Benutzer / die Benutzerin die Operationsgeschwindigkeit und allgemeiner die Operationszeiten der Aggregate innerhalb gewisser Bandbreiten seinen/ihren Fähigkeiten entsprechend beeinflussen kann. Das beträfe unter anderem Rolltreppen, Ampelphasen, Bankautomaten oder die Kassen in den Supermärkten.

Obwohl hier analytisch unterschieden, widersprechen sich beide Konzepte nicht, sondern wären im Idealfall sogar miteinander zu kombinieren.

Die erste Option scheint sich geradezu aufzudrängen, sofern man Entschleunigung generell für eine verallgemeinerungs- und konsensfähige Strategie zur Reduzierung zeitlicher Belastungen im Alltag hält. Dem stehen jedoch konträre, möglicherweise ebenso legitime Zeitinteressen anderer Mitbewohner der Stadt beziehungsweise anderer sozialer Teilsysteme entgegen, die von einer hohen durchschnittlichen Aktionsgeschwindigkeit des Alltagslebens profitieren – oder zumindest zu profitieren glauben. Die zweite, weitaus pragmatischere Option wäre die einer in ihrem Kern sozial begründeten selektiven Dekonstruktion geltender zeitlicher Standards im Bereich spezifischer Aggregate. Diese birgt zwar die Gefahr in sich, dass diejenigen, die diese Möglichkeiten in Anspruch nehmen, durch Fremdzuschreibungen wie auch durch Selbstzuschreibungen am Ende als „alt und/oder leistungsgemindert“ stigmatisiert und somit exkludiert werden. Andererseits eröffnet eine solche Strategie einer Vielzahl der Menschen mit eingeschränkter Alltagsbewältigungskompetenz neue Chancen, in die Alltagswelt A als der gesellschaftlichen Mitte der Gesellschaft zumindest partiell inkludiert zu bleiben, ohne dabei, sofern gewünscht, auf den Schutz der Alltagswelt B gänzlich verzichten zu müssen.

8.3 Verbesserung der individuellen Kontrollmöglichkeiten über die Zeit: Das Modell „Comfort-Button“

In der praktischen Umsetzung ließe sich eine solche Strategie der zeitlichen Individualisierung von Aggregatbeziehungen zum Beispiel in Gestalt sogenannter „Comfort-Buttons“ für die exemplarisch beschriebenen und weitere Aggregate denken. „Comfort-Buttons“ sollen dazu dienen, auf Anforderung die Operationsgeschwindigkeit des jeweiligen Aggregats in drei Stufen variieren zu können. Auf diese Weise könnte die Interaktionsgeschwindigkeit einer Aggregatbeziehung von den menschlichen Aktanten mitbestimmt werden. Außer an Verkehrsampeln, Rolltreppen oder an Bankautomaten ließen sich Comfort-Buttons auch als „Comfort-Kassen“ in Supermärkten installieren, an denen die Abfertigung langsamer laufen darf. Bei einem Bankautomaten wäre ein Comfort-Button zumindest sinngemäß realisiert, wenn dieser kein akustisches Limit bis zum nächsten Operationsschritt mehr vorgibt. Allgemeines Ziel eines Comfort-Buttons wäre es, die bestehenden zeitlichen Imperative der Systemlogik des jeweiligen Aggregats als solche aufzuheben, zugunsten einer größeren zeitlichen Optionsbreite. Unter anderem auf diese höchst praktische Weise, so unsere Erwartung, ließe sich der Verwirklichung eines „Rechts auf eigene Zeit“ (Mückenberger 2011) näherkommen – und somit mehr Zeitgerechtigkeit verwirklichen.

Allerdings sind damit Zeitkonflikte nicht beseitigt, zum Teil nur verlagert: Konfliktpotenzial besteht möglicherweise nun aufgrund der Individualisierung der Aggregat-Beziehung als solcher, und zwar immer dort, wo die Zeitinteressen und Zeitverwendungschancen anderer Individuen tangiert sind. So könnten beispielsweise individualisierte Zu- und Abstiegszeiten bei öffentlichen Verkehrsmitteln verlängerte und vor allem schwieriger zu kalkulierende Laufzeiten der Fahrzeuge zwischen den Endpunkten nach sich ziehen und damit wirtschaftliche Risiken für die Verkehrsbetriebe bergen (hierzu auch den Beitrag von Thiemann-Linden in diesem Band). Derartige Unsicherheiten relativieren sich allerdings, wenn man sie mit anderen täglichen Störanfälligkeiten des ÖPNV im Normalbetrieb vergleicht, wie etwa dem jeweiligen Ver-

kehrsaufkommen. Zum anderen haben die Verkehrsbetriebe ja bereits lernen müssen, mit fahrgastinduzierten Verzögerungen umzugehen, so etwa infolge der Rampen für Rollstühle im Busverkehr. Dennoch würden – beispielsweise durch die Möglichkeit, die Wagentüren auf Anforderung länger offenzuhalten – diejenigen Fahrgäste negativ betroffen sein, deren Interesse es ist, möglichst schnell und möglichst kalkulierbar von A nach B zu gelangen. Zu denjenigen würden nicht nur, wie man auf den ersten Blick annehmen könnte, Menschen gehören, die geschäftlich unterwegs sind, sondern – aus nachvollziehbaren Gründen – etwa auch Erziehende mit kleinen Kindern, die im abendlichen Alltagsstress zwischen Berufs- und Elternrolle die Betreuungseinrichtung ihrer Kinder innerhalb fester Öffnungszeiten erreichen müssen (vgl. Jurzyk 2009).

Etwas anders gelagert wäre der Fall beispielsweise bei einer Comfort-Kasse im SB-Markt, bei der zumindest den dort im Takt der Alltags-Zeit A Agierenden direkt keine zusätzlichen Zeitkosten entstünden. Gleichwohl könnten monetäre Kosten in Anschlag gebracht werden, da die SB-Märkte hierdurch zusätzliche Personalaufwendungen zu erwarten hätten, und – etwas weiter gedacht – diese vermutlich auf die Preise überwälzen würden, womit sie zu allen Konsumenten zurückgekehrt wären. Verallgemeinernd gesagt: Überall dort, wo für diejenigen, die von einer zeitlichen Individualisierung der Aggregat-Beziehungen nicht profitieren, zusätzliche Zeitkosten durch eine – wenn auch nur vermeintliche – submaximale zeitliche Organisation eines Aggregats beziehungsweise einer größeren Organisationseinheit (z. B. Verkehrsnetz) anfallen, sind Konflikte mit denjenigen Personen, Gruppen oder Institutionen zu erwarten, die nicht Nutznießer einer größeren zeitlichen Optionsvielfalt sind, aber dennoch deren zeitliche oder monetäre Kosten mitzutragen haben.

9 Zeitgerechtigkeit und zeitliche Solidargemeinschaft

Unter dem *(zeit-)politischen Gesichtspunkt* schließt sich hieran die Frage nach den Toleranzen und Solidaritäten an, die die Mitglieder der (Stadt-)Gesellschaft in den konkreten, im (städtischen) Alltag auftretenden Zeit-Konfliktlagen füreinander aufzubringen bereit sind und zu denen sie in der Lage sind. Wobei freilich nicht alle zeitlichen Restrukturierungsmaßnahmen von Aggregaten in Konfliktlagen führen müssen, sondern auch win-win-Situationen denkbar sind.

Dieses Thema ist nicht neu: Die Unterstützung sozialstrukturell benachteiligter Gruppen oder von Menschen, die in Not geraten sind, durch eine Solidargemeinschaft ist im Kern ein klassisches Thema der Sozialpolitik. Es verweist auf die Werte, die eine Gesellschaft für sich in Anspruch nehmen möchte beziehungsweise die sie für ihren Zusammenhalt benötigt. In unserem Fall betrifft dies die Solidarität mit den durch ihr Alter in ihrem Zeithandeln eingeschränkten Stadtbewohnerinnen und Stadtbewohnern. In diesem Sinne zielt der oben entwickelte Ansatz auch auf die Abwehr einer bestimmten Form zeitlicher Armut (hierzu auch Goodin 2010) als einer zentralen Komponente zeitlicher Gerechtigkeit.

Die Akteure einer zeitlichen Sozialpolitik, die zeitlicher Armut entgegenwirken will, wären hier sowohl die Individuen des urbanen Raumes in ihrem Alltagshandeln als auch staatliche, in unserem Fall der urbanen Infrastruktur vor allem kommunale Institutio-

nen. Bei ersteren scheint es vor allem auf deren Einsichts- und Empathie-Fähigkeit in der jeweiligen Alltagssituation anzukommen. Das würde bedeuten, seine eigenen zeitlichen Interessen zugunsten unterstützungsbedürftiger Mitbürgerinnen und Mitbürger fallweise zurückzustellen. Denn auch eine zeitpolitische Individualisierungsstrategie wie die hier vorgeschlagene kommt scheinbar paradoxerweise nicht ohne eine kollektive Prämisse aus.

So könnte es hilfreich sein, würden sich die personalen Akteure als – im Wortsinne – Zeit-Genossen begreifen, d.h. als Angehörige einer so konstruierten, neuartigen Sozialbeziehung und daraus folgend als Teil einer zeitbezogenen Solidargemeinschaft, in der es als erstrebenswertes Ziel gilt, ein Konstrukt wie „Zeitgerechtigkeit“ zur Geltung zu bringen. Das setzt zunächst einen Aufklärungsprozess über derartige Zusammenhänge voraus: Sofern man eine Zeitverträglichkeitsprüfung neben ihrer analytischen Zielsetzung zugleich als ein Instrument der (zeitlichen) Aufklärung im Sinne eines Aktionsforschungsansatzes verstehen möchte, wäre eine solche hier vermutlich ein probates Instrument. Die damit ausgelösten Denkanstöße könnten die Bereitschaft fördern, gegebenenfalls entstehende zusätzliche Zeitkosten als Teil des eigenen sozialen Kontextes zu deuten, somit zu internalisieren und als Teil des eigenen Verantwortungsbereiches zu akzeptieren. Der Beitrag der Starken für die Schwächeren der Gemeinschaft läge im Fall des oben beschriebenen Comfort-Buttons dann, anders als bei den bekannten Sozialleistungen, nicht in einer Abgabe in der monetären Dimension, sondern würde sich gleichsam als eine individuelle oder institutionalisierte (Zeit-) Gabe darstellen (Dämann 2016).

Literatur

- Backhaus, K.; Bonus, H. (Hrsg.) (1994): Die Beschleunigungsfalle oder der Triumph der Schildkröte. Stuttgart.
- Baltes, P. B.; Mittelstraß J.; Staudinger, U. (1994): Alter und Altern: Ein interdisziplinärer Studientext zur Gerontologie. Berlin, New York, NY.
- Becker, U. (2015): Die Inklusionslüge. Behinderung im flexiblen Kapitalismus. Bielefeld.
- Beckmann, J. (2007): Städte und ältere Menschen – eine neue Liebesbeziehung? In: Difu-Berichte 2007 (03), 2-4.
- Beetz, S.; Beckmann, K. J.; Hüttl, R. F.; Müller, B. (2008): Alternssensibilität als Konzept moderner Stadt- und Regionalentwicklung. In: Informationsdienst Altersfragen 35 (3), 2-6.
- Berger, P. L.; Luckmann, T. (1969): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt am Main.
- Berlin-Institut für Bevölkerung und Entwicklung / Körber-Stiftung (Hrsg.) (2014): Stadt für alle Lebensalter. Wo deutsche Kommunen im demografischen Wandel stehen und warum sie altersfreundlich werden müssen. Berlin.
- Berndt, C. (2015): Resilienz: Das Geheimnis der psychischen Widerstandskraft. Was uns stark macht gegen Stress, Depressionen und Burn-out. München.
- Bertram, H.; Deuffhard, C. (2014): Arbeit und Familie in der Wissensgesellschaft. Leverkusen.
- BMFSJ – Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.) (2012): Achter Familienbericht – Zeit für Familie – Familienzeitpolitik als Chance einer nachhaltigen Familienpolitik. Berlin.
- BMFSJ – Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.) (2010): Sechster Altenbericht: Altersbilder in der Gesellschaft. Berlin.
- Bonney, H. (2015): ADHS – na und? Vom heilsamen Umgang mit handlungsbereiten und wahrnehmungsstarken Kindern. Heidelberg.
- Buchen, S.; Maier M. S. (2008): Schöner Altern – Altershandeln zwischen Verdrängung, Resonanzen und Solidaritäten. Wiesbaden.
- Burzan, N. (2002): Zeitgestaltung im Alltag älterer Menschen – Eine Untersuchung im Zusammenhang mit Biographie und sozialen Ungleichheiten. Opladen.

- Dämann, I. (2016): Theorien der Gabe zur Einführung. Hamburg.
- Deutsche Bundesregierung (Hrsg.) (2016): Unterrichtung durch die Bundesregierung: Siebter Bericht zur Lage der älteren Generation in der Bundesrepublik Deutschland. Sorge und Mitverantwortung in der Kommune – Aufbau und Sicherung zukunftsfähiger Gemeinschaften und Stellungnahme der Bundesregierung. Drucksache 18/10210. Berlin.
- DGB-Index Gute Arbeit (Hrsg.) (2012): Arbeitshetze, Arbeitsintensivierung, Entgrenzung. Berlin.
- GfZP – Deutsche Gesellschaft für Zeitpolitik (Hrsg.) (2016): Zeitkompetenz und Zeitmanagement – Konzepte zum besseren Umgang mit der Zeit auf dem zeitpolitischen Prüfstand. Beiträge zur Jahrestagung der DGfZP am 28. und 29.10.2016 in Berlin.
<http://www.zeitpolitik.de/veranstaltungen.html#jt16> (16.02.2018).
- Diestelhorst, L. (2014): Leistung. Das Endstadium der Ideologie. Bielefeld.
- Ermert, A.; Rinderspacher, J. P. (1981): Alles eine Frage des Timings. Zum Zusammenhang von Zeit und Leistung. In: Ästhetik und Kommunikation (45/46), 23-36.
- Goodin, R. E. (2010): Temporal Justice. In: Journal of Social Policy (39), 1-16.
- Heller, A. (1981): Das Alltagsleben – Versuch einer Erklärung der individuellen Reproduktion. Frankfurt am Main.
- Herrmann, A. (2009): Geordnete Zeiten? Grundlagen einer integrativen Zeittheorie. Münster.
- Herrmann-Stojanov, I. (1999): Der gesellschaftliche Diskurs über den Samstag in seiner Entstehungsphase. In: Fürstenberg, F.; Herrmann-Stojanov, I.; Rinderspacher, J. P. (Hrsg.): Der Samstag: Über Entstehung und Wandel einer modernen Zeitinstitution. Berlin, 101-164.
- IfD Allensbach – Institut für Demoskopie Allensbach; Statista GmbH (Hrsg.) (2013): Anzahl der Personen in Deutschland, die das Gefühl haben, in einer gehetzten Zeit zu leben von 2007–2013. Allensbach.
- Jahoda, M.; Lazarsfeld, P. F.; Zeisel, H. (1975): Die Arbeitslosen von Marienthal – Ein soziographischer Versuch über die Wirkungen langandauernder Arbeitslosigkeit. Frankfurt am Main.
- Jurczyk, K. (2009): Familienzeit – knappe Zeit? Rhetorik und Realitäten. In: Heitkötter, M.; Jurczyk, K.; Lange, A.; Meier-Gräwe, U. (Hrsg.): Zeit für Beziehungen? Zeit und Zeitpolitik für Familien. Leverkusen, 37-66.
- Jurczyk, K.; Szymenderski, P. (2012): Belastungen durch Entgrenzung – warum Care in Familien zur knappen Ressource wird. In: Lutz, Roland (Hrsg.): Erschöpfte Familien. Wiesbaden, 89-106.
- Jürgens, K. (2006): Arbeits- und Lebenskraft – Reproduktion als eigensinnige Grenzziehung. Wiesbaden.
- Klenner, C.; Pfahl, S.; Reuyß, S. (2003): Flexible Arbeitszeiten aus Sicht von Eltern und Kindern. In: Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation 22 (3), 268-285.
- Köcher, R.; Raffelhüschen, B. (2011): Glücksatlas Deutschland 2011. München.
- Krell, G.; Riedmüller, B.; Sieben, B.; Vinz, D. (2007): Diversity-Studies. Grundlagen und disziplinäre Ansätze. Frankfurt am Main/New York, NY.
- Kruse, A.; Martin, M. (2004): Enzyklopädie der Gerontologie – Alternsprozesse in multidisziplinärer Sicht. Bern.
- Latour, B. (2007): Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft: Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie. Frankfurt am Main.
- Lefèbvre, H. (1977): Kritik des Alltagslebens. Kronsberg.
- Levine, R. (1999): Eine Landkarte der Zeit. Wie Kulturen mit Zeit umgehen. München.
- Lutz, R. (Hrsg.) (2012): Erschöpfte Familien. Wiesbaden.
- Mahr, C. (2016): „Alter“ und „Altern“ – eine begriffliche Klärung. Bielefeld.
- Meyer, C. (2008): Altern und Zeit. Der Einfluss des demografischen Wandels auf Zeitstrukturen. Wiesbaden.
- Motel-Klingebiel, A. (2006): Materielle Lagen älterer Menschen – Verteilungen und Dynamiken in der zweiten Lebenshälfte. In: Tesch-Römer, C.; Engstler, H.; Wurm, S. (Hrsg.): Altwerden in Deutschland – Sozialer Wandel und individuelle Entwicklung in der zweiten Lebenshälfte. Wiesbaden, 155-230.
- Mückenberger, U. (2011): Time abstraction, temporal policy and the right of one's own time. In: ChronoScope (1/2), 66-97.
- Neckel, S.; Wagner, G. (Hrsg.) (2013): Leistung und Erschöpfung – Burnout in der Wettbewerbsgesellschaft. Frankfurt am Main.
- Remmers, H. (2009): Altersbilder in der Pflege. Eine Expertise im Auftrag des Deutschen Zentrums für Altersfragen. Osnabrück.
- Reuyß, S.; Pfahl, S.; Rinderspacher, J. P.; Menke, K. (2012): Pflegesensible Arbeitszeiten: Perspektiven der Vereinbarkeit von Beruf und Pflege. Berlin.

- Rinderspacher, J. P. (2001): Zeitdarwinismus oder Zeitpolitik? Der Wert der Beschleunigung in der Zivilgesellschaft. In: Schweidler, W. (Hrsg.): Werte im 21. Jahrhundert. Baden-Baden, 251-285.
- Rinderspacher, J. P. (2015): Beschleunigung und Geschwindigkeit. Zeitliche Rahmenbedingungen der Freizeitgesellschaft. In: Freericks, R.; Brinkmann, D. (Hrsg.): Handbuch der Freizeitsoziologie. Wiesbaden, 55-84.
- Rinderspacher, J. P. (1984): Der Feierabend, der keiner ist. In: Psychologie heute 10 (8), 27-32.
- Rinderspacher, J. P. (1985): Gesellschaft ohne Zeit. Individuelle Zeitverwendung und soziale Organisation der Arbeit. Frankfurt am Main/New York, NY.
- Rinderspacher, J. P. (1988a): Die Kultur der knappen Zeit. In: Neue Gesellschaft/Frankfurter Hefte 3 (4), 313-323.
- Rinderspacher, J. P. (1988b): Wege der Verzeitlichung. In: Henckel, D. (Hrsg.): Arbeitszeit, Betriebszeit, Freizeit – Auswirkungen auf die Raumentwicklung. Stuttgart, 23-66. = Schriften des Deutschen Instituts für Urbanistik 80.
- Rinderspacher, J. P. (1997): Zeitpolitik: Gegenstand, Gestaltbarkeit, Akteure. In: Informationen zur Raumentwicklung 2 (10), 677-690.
- Rinderspacher, J. P.; Herrmann-Stojanov, I.; Pfahl, S., Reuyß, S. (2009): Zeiten der Pflege: Eine explorative Studie über individuelles zeitverhalten und gesellschaftliche Zeitstrukturen in der häuslichen Pflege. Münster.
- Rosa, H. (2012): Weltbeziehungen im Zeitalter der Beschleunigung: Umriss einer neuen Gesellschaftskritik. Frankfurt a. M.
- Rosa, H. (2016): Resonanz: Eine Soziologie der Weltbeziehung. Frankfurt a. M.
- Schachtschnabel, D. O. (2004): Humanbiologie des Alterns. In: Kruse, A.; Martin, M. (Hrsg.): Enzyklopädie der Gerontologie, Bern/Göttingen, 167-181.
- Schölderle, T. (2012): Geschichte der Utopie: Eine Einführung. Stuttgart.
- Schütz, A.; Luckmann, T. (2003): Strukturen der Lebenswelt. Konstanz.
- Simmel, G. (1989): Philosophie des Geldes. Frankfurt a. M.
- Spiegel Online (Hrsg.) (2015): Studie zu Stress am Arbeitsplatz: Jeder Dritte fühlt sich überfordert. <http://www.spiegel.de/karriere/stress-am-arbeitsplatz-jeder-dritte-fuehlt-sich-ueberfordert-a-1023685.html> (11.11.2015).
- Tarde, G. (2008): Die Gesetze der Nachahmung. Frankfurt a. M.
- TK – Technikerkrankenkasse (Hrsg.) (2013): Bleib locker Deutschland! TK-Studie zur Stresslage der Nation. Hamburg.
- Weidenhaus, G. (2015): Soziale Raumzeit. Frankfurt am Main.
- Zimprich, D. (2004): Kognitive Leistungsfähigkeit im Alter. In: Kruse, A.; Martin, M. (Hrsg.): Enzyklopädie der Gerontologie. Bern/Göttingen, 285-303.

Autor

Jürgen P. Rinderspacher (*1948), Dr. rer. pol., Studium der Wirtschafts- und Sozialwissenschaften sowie Theologie in Berlin. Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Wissenschaftszentrum Berlin, an der FU Berlin und der Universität Münster. Sozialwissenschaftliches Institut der Evangelischen Kirche in Deutschland (SI), Bochum/Hannover. Seit 2010 Projektleiter und Dozent am Institut für Ethik und angrenzende Sozialwissenschaften der Westfälischen-Wilhelms-Universität Münster (IfES). Lehraufträge an den Universitäten Münster und Hannover, der FU Berlin, der LMU München sowie an der Fachhochschule für Wirtschaft Berlin. Seit 2002 Gründungsmitglied und stellvertretender Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für Zeitpolitik (DGfZP). Arbeitsschwerpunkt: Sozialwissenschaftliche Zeitforschung, u. a. in den Bereichen Zeitpolitik, Zeittheorie, Zeitinstitutionen, Arbeit-Freizeit, Alter und Pflege, Umwelt.